



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meine Erinnerungen aus Deutschlands Heldenkampf

**Preußen, Wilhelm von
Berlin, 1923**

Die Armee von 1914

[urn:nbn:de:hbz:466:1-74569](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-74569)

abends mit den drei aktiven Armeekorps an der Mosellinie auf, und zwar das V. A. R. bis Königsmachern, das XIII. A. R. bei Diedenhofen und das XVI. A. R. bei Metz und nördlich. Dahinter lagen im zweiten Treffen nordwestlich der Nied die beiden Reservekorps, das V. R. K. um Niedaltdorf-Busendorf und das VI. R. K. um Hefsdorf-Bettingen.

Das Armeekorps verlegte sein Hauptquartier von Saarbrücken nach Diedenhofen vor, während das Große Hauptquartier Seiner Majestät in Coblenz eintraf, wohin nunmehr alle Meldungen zu richten waren. Die enge, mit acht Bataillonen vollgestopfte Moselfestung bot innerhalb ihrer Wälle und modernen Werke das bunte Bild Wallensteinschen Lagerlebens. Unter solchen ungewohnten und aufregenden Eindrücken sprachen die braven Landsturm- und Landwehrmänner der Besatzung zur Erhöhung ihrer kriegerischen Stimmung dem Alkohol fleißig zu. Ein einstweiliges strenges Ausschankverbot und der Hinweis, daß die Festungsbesatzungen baldigen ernststen Aufgaben auch im Felde entgegengingen, schuf besonnenere Stimmung. Das Gouvernement Metz wurde ebenfalls angewiesen, bis zum 20. August eine starke verwendungsbereite Hauptreserve aller Waffen zusammenzustellen. Sie hat später in Gestalt der 33. R. D. unter General Bausch Vorzügliches geleistet.

Mein Quartiergeber in Diedenhofen war der im Reichslande geborene Kreisdirektor Ullersberger, dessen klar durchdachte Anschauungen über die Zukunft der Reichslande und ihre notwendige Regierungsform in merkwürdigem Gegensatz standen zu den leider oft gehörten verworrenen Ansichten anderer Beamten. In meinem Zimmer hing das von Frau von Stöger, der Witwe des früheren Kommandierenden Generals in Metz, gemalte große Ölbild der abwesenden Frau des Hauses mit ihrem Kinde, einer deutschen Madonna, wie man sie sich nicht schöner vorstellen konnte.

Die Armee von 1914.

Unvergeßlich wird mir immer aus jenen ersten Tagen der Eindruck bleiben, den die Marschkolonnen meiner Armee auf mich machten, als sie in unabsehbarem Zuge bei glühender Augusthitze an mir vorbeizogen. Auf den gebräunten Gesichtern lag Entschlossenheit und Siegeszuversicht, aus den Reihen erschallten die alten, schönen, deutschen Soldatenlieder. Es war das stolze, selbstsichere, freudige Ausschreiten einer vieltausend-

köpfigen, in Jahrhunderte alter Disziplin erzogenen und fest zusammengefügten Schar von Helden. Das deutsche Heer von 1914! Seinesgleichen gab es auf der Welt nicht.

Ein kurzes Wort über unsere alte, herrliche Armee. Ihren Kern bildete das aktive Offizierkorps. Es hatte im Laufe von mehr als vierzig Friedensjahren einen durchaus einheitlichen Typ erhalten, für den die auf den Schlachtfeldern früherer Kriege bewährte Ausbildung und die eiserne Pflichttreue altpreussischer Erziehung die Grundlage geschaffen hatten. Frühere Stammesunterschiede zwischen Nord und Süd waren echter Kameradschaft gewichen. Gegensätze zwischen Adligen und Bürgerlichen, zwischen den Angehörigen verschiedener Waffengattungen entbehrten, sofern sie überhaupt vorhanden waren, jeder Schärfe. Auch die in den letzten Jahren vor dem Kriege bewußt vollzogene Erweiterung der Kreise, die für die Ergänzung des Offizierkorps in Betracht kamen, hatte seinem einheitlichen Charakter, bisher jedenfalls, noch keinen Eintrag getan. Der sogenannte Kastengeist, die Abschließung gegen andere Kreise des gebildeten Bürgertums, bestand im wesentlichen nur in der Vorstellung jener Volksteile, die an sich dem Offizierkorps feindlich gesinnt waren. Bedauerliche Einzelfälle von Überheblichkeit und falsch angebrachtem Standesgefühl wurden zu Unrecht verallgemeinert. Auf den festen Grundpfeilern von Pflichtgefühl, einer hohen, durch hundertzehnjährige Tradition geweihten Auffassung des Ehrbegriffes, edler Kameradschaft und unerschütterlicher, selbstloser Hingabe an die Person des Allerhöchsten Kriegsherrn ruhte die moralische Stärke des deutschen Offizierkorps. Es war durch und durch unpolitisch, monarchisch bis in die Knochen und zugleich fest verwurzelt im Volksganzen. Trotz scharfer, vielfach auch zu weit gehender körperlicher und seelischer Inanspruchnahme im Friedensdienst wußte sich die überwiegende Mehrzahl der Offiziere doch gesunde, geistige Frische und freudige Bejahung des Berufs zu bewahren. Der verderblichen Einflüsse eines genußsüchtigen und verweichlichenden Wohllebens hatte sich die Mehrheit jedenfalls erfolgreicher zu erwehren verstanden als manche anderen Schichten unseres Bürgertums. Für die wissenschaftliche Fortbildung wurde viel getan. Praxis und Theorie ergänzten sich in glücklicher Weise.

Gewisse Schwächen und Gefahren will ich durchaus nicht leugnen. Das Unterordnungsverhältnis entbehrte auch außerhalb des Dienstes vielfach nicht eines gewissen Zwanges. Den höchsten Vorgesetzten war

eine reichlich groß bemessene Machtfülle in die Hand gegeben, von der nicht immer weise Gebrauch gemacht wurde. Wie in allen Ständen und allen Berufsclassen gab es auch in der Armee schwächere Charaktere und Streber, die dazu neigten, die eigenen Fähigkeiten und Leistungen auf Kosten der Kameraden herauszustreichen. Entschieden aber bestreite ich, daß die strenge militär-hierarchische Zucht die Entfaltung und Auswirkung von Persönlichkeiten und die Charakterbildung unterbunden habe. Der große Krieg hat zur Genüge bewiesen, welche eine Unsumme selbständiger, verantwortungsfreudiger und ausgeprägter Führernaturen das aktive Offizierkorps in allen Graden im Frieden hervorgebracht hatte. Den Offizieren des Beurlaubtenstandes haftete hier und da als vielleicht einzige fühlbare und verständliche Schwäche ihre nicht voll ausreichende praktische Führerausbildung an. Sie erklärt sich einfach durch die zu kurzen und zu seltenen Dienstleistungen. Die Mehrzahl reifte auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges oft überraschend schnell zu Truppenführern heran, die sich den aktiven Offizieren würdig an die Seite stellten.

Das deutsche Unteroffizierkorps war beruflich hervorragend geschult und voll treuer Hingabe an Pflicht und Dienst. Daß es möglich gewesen wäre, aus diesem Holze noch mehr zu schnitzen, selbständige, verantwortungsbereite Unterführer zu schaffen, steht für mich jetzt nach den Erfahrungen des Krieges außer Zweifel. Ich habe es für einen Fehler gehalten, daß man bewährte Unteroffiziere im Kriege nicht öfter ohne Rücksicht auf altüberlieferte Anschauungen zu Offizieren ernannte. Ebenso wie ich vergebens dafür eintrat, fähige Offiziere, die sich durch ihre Persönlichkeit und besondere Waffentaten im Kriege ausgezeichnet hatten, ohne Rücksicht auf Alter und Dienstgrad zu befördern.

In der Mannschaft herrschte ein prachtvoller soldatischer Geist als Ausfluß angeborener, echt kriegerischer Tugenden. Je nach der Stammesart äußerte er sich unterschiedlich, hier mehr im Draufgängertum, dort mehr in Zähigkeit, Gewandtheit und Elastizität. Die schon lange systematisch getriebene Hetze gegen den Militarismus hatte im Heere selbst nur verschwindenden Erfolg zu verzeichnen. Es war gesund geblieben. Offizier und Mann waren trotz aller sozialen und Bildungsunterschiede miteinander fest verwachsen. Der Gehorsam gründete sich auf eiserne Mannszucht, nicht minder aber auf das Vertrauen und den guten Willen des Untergebenen, die Fürsorge des Vorgesetzten und treue und wahre Kamerad-

schaft in Not und Tod. Was die Antimilitaristen als „Kadavergehorsam“ zu entwerten suchten, war in Wahrheit die bewußte Einordnung der Einzelpersönlichkeit in das große Ganze, die willige und freudige Hingabe an den Dienst in Erfüllung einer als gut, richtig und notwendig erkannten sittlichen Pflicht. So lebte in dem Volk in Waffen von 1914 jener Geist, den einst ein Hohenzoller, der als Soldatenerzieher und Truppenbildner unübertroffene Prinz Friedrich Karl, treffend gekennzeichnet hat, wenn er dem Soldaten am Tage der Schlacht die begeisterte Frage an seinen Führer in den Mund legte: „Herr, wo befehlst Du, daß wir sterben sollen?“ Mehr denn vier Jahre lang ist der deutsche Frontkämpfer mit dieser stummen Frage im Herzen und auf dem Antlitz als Held in den Tod gegangen. Frontkämpfergeist!

Was die einzelnen Waffengattungen unseres Heeres anlangt, so war ich überzeugt, daß unsere Infanterie nach Ausbildung und Erziehung den Anforderungen des modernen Kampfes vollendet gewachsen war und in ihrer Ausrüstung und Zusammensetzung nur noch mehr Maschinengewehre nötig hatte. Auch unsere Kavallerie mußte der französischen zweifellos überlegen sein. Ausbildung, Bewaffnung und Pferdmaterial standen auf hoher Stufe. Aber auch hier wünschte ich mir ein Mehr an Maschinengewehren auf Tragetieren, für deren Beigabe ich mich schon im Frieden vergeblich eingesetzt hatte. Dagegen war ich seit dem Dienstjahr bei der Feldartillerie, wo ich eine Batterie geführt und eine Anzahl Schießübungen miterlebt hatte, hinsichtlich dieser Waffe nicht ganz frei von gewissen Bedenken. In Frankreich war die Artillerie mit ihrer napoleonischen Überlieferung die Elitetruppe; bei uns aber — so schien es mir — erfreute die Feldartillerie sich neben ihrer geheimnisvoll gelehrten Schwester, der Fußartillerie, nicht derselben Wertschätzung und vertrauensvollen Bewunderung. Sie spielte entschieden nicht die ihrer ausschlaggebenden Bedeutung entsprechende Rolle in der Armee. Ich habe gegen diese Verkennung oft tatkräftig Front gemacht, ihre Ursache aber doch auch in der eigentümlichen Erscheinung erkannt, daß im Gegensatz zu anderen Waffengattungen bei der Feldartillerie die Waffe selbst nicht immer ganz und gar als Hauptsache galt. Ihr Geschütz spielte nicht überall die gleiche Rolle wie das Gewehr bei der Infanterie oder das Pferd bei der Kavallerie. Statt alle Kräfte ausschließlich an den wahren Zweck der Waffe zu setzen, der die vollendete Beherrschung der Schießkunst in den schwierigsten Lagen

verlangte, beschäftigte man sich in der Truppe offenbar an vielen Stellen etwas zu viel mit einem der Mittel zum Zweck, dem Pferde. Junge Offiziere wollten im Reiten mit den Kameraden der Kavallerie wetteifern und unterhielten sich lieber mit Kavalleristen über Dressur und Reiterei, als mit ihren Waffenkameraden über Schießen. Ein Batteriechef sagte mir einmal im Frieden mit einer Mischung von Ernst und Scherz: „Jetzt habe ich eine Batterie erstklassiger Füchse, daß es einfach ein Staat ist. Wenn ich nur die ollen Kanonen hinten abschneiden könnte.“

Wir haben in der Artillerietaktik zuviel Wert auf Beweglichkeit (Galopperexerzieren) im Gegensatz zum schweren Zug und zum Schießen unter schwierigen Bedingungen gelegt. Wir brauchten einheitliche schwere Bespannung, mindestens in der Form der Stangenpferde unserer Feldartillerie, und konnten darin von den Franzosen lernen. Schon nach den ersten Gefechten fanden wir vor ihren zusammengeschossenen Batterien sechs gleich kleine, aber sehr starke Pferde, meist gedrungen, oft mit stark abgeschlagener Kruppe, niedrig über dem Boden, mit kleinen edlen Köpfen, das ideale Pferd für schweren Zug. Das französische Feldgeschütz und seine Verwendung sollten wir bald anerkennen lernen. Ich habe bisher immer angenommen, daß unsere Feldkanone dem französischen Feldgeschütz an Schußweite unterlegen gewesen sei, bin aber jüngst von sachverständiger Seite darauf hingewiesen worden, daß das nicht zutrifft. Die Schußweiten der beiderseitigen Schrapnells waren annähernd gleich, über 8000 m, die der französischen Granate stand der unserigen sogar nicht unerheblich nach. Ich kann mir daher die Tatsache, daß auf deutscher Seite zu Beginn des Krieges sehr bald sich das Gefühl einstellte, als sei das französische Feldgeschütz dem unserigen an Schußweite überlegen, nur so erklären, daß unsere Feldartillerie die ihrer Kanone innewohnende Schußweite nicht in dem gleichen Maße wie der Feind auszunutzen gewohnt war. Auch mag zu dem Gefühl der Umstand beigetragen haben, daß der scharfe Knall der springenden französischen Granate besonders in den Anfangsschlachten einen großen moralischen Eindruck auf unsere Leute hervorrief. Die Schießausbildung der französischen Artillerie stand auf hoher Stufe. Eine unbestrittene Überlegenheit hatten wir aber zu Beginn des Krieges in unserer glänzend bewährten schweren Artillerie des Feldheeres. Auch unserer leichten Feldhaubitze hatten die Franzosen Ähnliches nicht oder doch nur in verschwindendem Maße entgegenzustellen.